

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 9

Artikel: Trauer
Autor: Jürgensen, Jürgen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

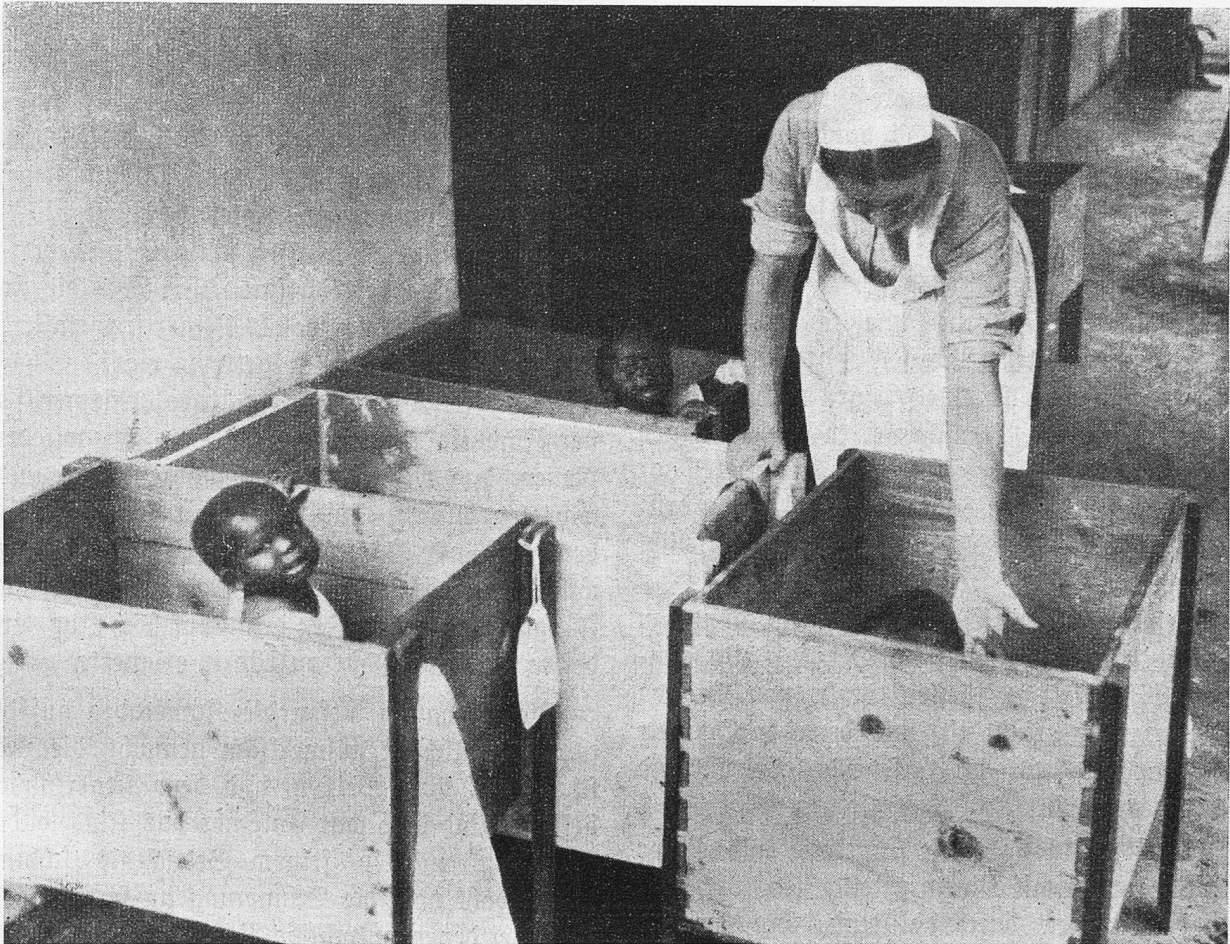
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Petroleumkisten — ein praktischer Ersatz der Kinderbetten

Trauer

Eine afrikanische Novelle von Jürgen Jürgensen

Im Scheine einer flackernden, blakenden Öllampe saß Leutnant Morin in seinem kleinen primitiven Bureau und schrieb an einen Bekannten in der fernen Heimat.

Die Tür war geöffnet, und von Zeit zu Zeit legte Morin die Feder hin und starrte nachdenklich durch das dunkle Viereck ins Freie. Vor der Veranda ging auf nackten Sohlen die schwarze Schildwache auf und ab. So oft der Posten an der Tür vorbeikam, schlich der Laut seiner leicht federnden Tritte in die nächtliche Stille der Stube hinein, und jedesmal funkelte der blanke Gewehrlauf in dem schwachen Lichtstreifen der Öllampe.

„Ist er noch nicht tot?“ fragte Morin gedämpft.

Der Posten machte vor der Tür Front, riß das Gewehr mit hörbarem Ruck herab und antwortete ebenso leise:

„Nein, Herr, noch nicht.“

Morin hatte beschlossen, heute nacht zu wachen. Es war jetzt zwei Uhr.

Sein Boh Untombe lag im Sterben; alle Bewohner der Station, selbst der kluge alte Mediziner aus Bokotola, waren überzeugt, daß dies Untombes letzte Nacht sein würde.

Seit zehn Uhr abends saß Morin hier an seinem wackligen Schreibtisch und füllte Bogen auf Bogen, um die Zeit totzuschlagen; mehrmals hatte er nach dem Jungen drüben in der Hütte gesehen, doch immer wieder drängte sich das Bild des ein-

sam mit dem Tode kämpfenden Freundes zwischen ihn und jenen andern in der Ferne, dem er seine Gedanken zuzuwenden suchte. Und der Brief wurde immer trauriger und handelte schließlich nur noch von einem mutigen Negerknaben im Kongo, der alle Abenteuer des Urwaldes erlebt hatte, und dessen Todesröcheln jetzt im Dunkel verhallte.

Allerdings sah Morin schließlich ein, daß der Brief am nächsten Morgen zerrissen werden müsse, damit er nicht eines Tages nach ein paar Monaten in den Menschenseelen jenes kleinen Heimatwinkels auf der nördlichen Halbkugel gar zu traurige Gedanken erwecken sollte; die da drüben brauchten diese Nacht des Kammers nicht mitzerleben.

Morin brachte die Gedanken eines Mannes zu Papier, dem der Kummer das Herz wie ein heimliches Gift zerfrisst, dessen Seele von Grauen und Schauder erfüllt ist, und den der Schmerz zum Empörer gegen die Gesetze des Lebens und des Todes macht.

Vier Jahre lang hatte Intombe alle Mühe und Strapazen mit Morin geteilt; getreulich war er seinem Herrn durch dick und dünn gefolgt. Mehr als einmal hatte Morin, wenn er am Morgen in einem dunkeln Winkel des Urwaldes erwachte, das Gehirn voller seltsamer Fiebervisionen und in dem Glauben, beim Aufschlagen der Augen in die Nacht zu starren, die sich über die sterbende Glut des ausgebrannten Blutes herabsenkte, anstatt dessen in zwei ruhige sammetdunkle Knabenaugen geschaut, aus denen ihm ein märchenhafter Glaube an das Leben entgegenleuchtete.

Es zerriß ihm das Herz, wenn er jetzt an diese Begrüßung des geduldigen Knaben dachte, der die langen Nächte hindurch vor seinem Bett zu kauern und zu warten pflegte, bis er, des Knaben sterbender Märchenkönig, sich wieder vom Lager erheben, den Schleier der Fieberphantasien von seinen Augen abstreifen und in neue, unbekannte Waldestiefen weiterziehen würde. Und Morin empfand die eigene Ohnmacht, wenn er des Knaben gedachte, der jetzt drüben lag und mit den rinnenden Sekunden der Nacht um die Wette röchelte, während sein Herr hier saß, außerstande, gegen diese vernichtende Naturmacht anzukämp-

fen, die dem klopfenden Blute, das sich nach immer neuen Mysterien sehnte, die Todespest einblies.

Wie viel Qualen bereitete Morin der Gedanke an all das Schmerzhafte, das ihn mit seinem Ebenbilde und getreuen Begleiter verknüpfte, der vier Jahre lang die Waffen hinter ihm hergetragen hatte. Wie deutlich stand ihm noch die Zeit vor Augen, als Intombe als kleiner freigelassener Sklave in seine Dienste getreten war! Schnell war der Kleine den dunkeln Urwaldträumen seiner Kindheit entwachsen. Gemeinsam mit dem Neuen, das Morins Kampf während der unerwarteten bunten Schicksale dieser Jahre ins Leben rief, war Intombe herangereift. Aus dem wilden, ungebärdigen Knaben war ein aufrechter Jüngling geworden, der den Kopf hoch trug, und dessen geringste Geste an Morin erinnerte.

Wie oft hatten diesen die Kameraden auf die große Ähnlichkeit aufmerksam gemacht, die zwischen ihm, dem Weißen, und dem Negerknaben bestand. Und doch war Intombe das Kind wilder Menschen, und in seinem Gedächtnis schlummerte wohl noch die Erinnerung an ferne Dorfstädte, bei denen gutmütige Väter die Knaben mit einem Stück Fleisch beglückt hatten, das von einem gefallenen Feinde übrig geblieben war. Intombe war mit der Zeit schweigsam und ruhig geworden, wie er selbst. Den andern Negern gegenüber trug er die lächelnde Überlegenheit des jungen Häuptlings zur Schau. Den Männern galt er als vornehmer Freund, den Frauen als kluger Vertrauter und den Kindern als bewunderter Kamerad. Welch seltsamer kleiner Herrscher war er, der seine Herrschaft mit stummem Lächeln ausübte!

Und nun hatte er die Schlafkrankheit bekommen. Aus dem Hinterhalt hatte ihn der entsetzliche Todesschlaf befallen, der seine Opfer mit Vorliebe unter denen sucht, die zu hastig zu den Wundern der Kultur vorschreiten.

Morin glaubte, ein schwaches Röcheln von der kleinen Hütte her zu vernehmen, die er zwischen den Orangenbäumen hatte bauen lassen, um den Knaben abzusondern und die zahlreiche Besatzung der Station vor Ansteckung zu bewahren. Aber es war wohl nur eine nächtliche Halluzination.

„Schildwache, nichts Neues?“ fragte er wieder, beinahe flüsternd.

„Nein, Herr“, erwiderte der Posten gleichfalls leise und ging weiter.

*

Um halb vier Uhr kamen endlich der hünenhafte Korporal Londo und der Koch Boloko, Intombes beste Freunde, die während der ganzen Nacht bei dem Sterbenden gewacht hatten.

Sie schlichen über die Veranda und betraten leise die Stube. Schon als Morin ihre Schritte vor dem Hause hörte, wußte er, daß Intombe tot war. Schweigend blieben sie an der Türe stehen. Morin legte sofort die Feder hin und ging hinaus; und die beiden folgten ihm. Kein Wort wurde gewechselt.

Und nun stand Morin in der Hütte und betrachtete in dem schwachen Scheine eines brennenden Harzklumpens das eingefallene Antlitz des Knaben mit den großen matten Augen, die jetzt nicht mehr lebenswarm und dunkel wie Sammet in die märchenhafte Zukunft schauten.

Der Korporal und der Koch starrten Morin in die Augen; sie kämpften mit ihren Tränen; denn sie wagten nicht recht, ihnen in des Weißen Gegenwart freien Lauf zu lassen.

Und Morin las in den ängstlichen Augen der beiden Männer, daß sie darauf lauerten, ob eine Veränderung mit seinem Gesicht vorgehen werde, das in seiner Verschllossenheit für die Eingeborenen von jeher ein düsteres Rätsel gewesen war.

Und er spürte, wie aus seinem Auge eine Träne niederrann. Sobald die Schwarzen das gewahrten, warfen sie sich auf die Erde und rissen sich unter ohrenbetäubendem Schreien und Schluchzen die Kleider vom Leibe.

Morin stand einen Augenblick still da und sah, wie die gespannten Muskeln der beiden nackten Körper sich in wahnsinnigen Windungen krümmten. Es war, als sei der böse Geist der Trauer plötzlich in sie gefahren, und als verzerrten sich die kraftvollen Glieder in schmerzlichem Todeskrampf.

Dann aber stürzte er ins Freie und lief, der Tränen nur mit Mühe Herr werdend, zum Wohnhause hinüber. Als er an der Ecke vorüberkam, wo das Bureau lag, sah er, wie die Schildwache sich zu Boden warf, als hilflose Beute eines hef-

tigen Schreikrampfes liegen blieb und sich in dem schwachen Lichtschein vor der Türe hin und her wand.

*

Morin setzte sich mit konvulsivisch arbeitender Brust im Dunkel auf die Bank neben der Eingangstür und suchte seine Erregung zu bekämpfen.

Jetzt stimmte der Posten drüben vor der Wache in die Klage mit ein. Und bald hörte Morin, wie auch die schlafenden Wachsoldaten unruhig zu werden begannen, wie sie, einer nach dem andern, begriffen, was geschehen war, und in lautes Weinen ausbrachen. Auf weichen, rauschenden Schwingen glitten ihre Klagen in die stille Luft hinaus.

Morin wollte sich von der allgemeinen Trauer nicht mit fortreißen lassen; doch als er dann an die starren, gebrochenen Augen drüben in der Hütte dachte, überwältigte ihn die Verzweiflung; er konnte nicht mehr widerstehen, sank in sich zusammen und schluchzte laut auf.

Von der Wache pflanzten sich die Klagen in das Lager der Soldaten und von da zu den Hütten der Arbeiter fort. Nach und nach erwachten die Leute, kamen aus den Hütten hervor und gaben sich widerstandslos ihrem Schmerz hin.

Vom Soldatenlager her erscholl Sergeant Bantos lautes, tiefes Klagen. In mahnender Ekstase dröhnte es in die Nacht hinaus wie ein tiefer Glockenton. Und der Lärm wurde immer stärker. Man hörte das energische, taktmäßige Schluchzen der alten erprobten Klageweiber, das den Eindruck erweckte, als krümmten sich die Klagenden unter den regelmäßigen Schlägen einer unbarmherzigen Peitsche. Und man vernahm das gellende Weinen der Kinder, die ob des rätselhaften, schrecklichen Ereignisses, das sie von ihrem warmen Lager in die Nacht hinausgejagt hatte, angstvoll erbeben. Und die Klagen stiegen und sanken in gewaltigen Wogen und bildeten eine fürchterliche Todesharmonie.

Der Lärm schwoll an, wie ein Orkan. Draußen in den kleinen Ansiedelungen jenseits der Felder wurden die harten Bretterbettstellen zu Stätten der Qual. Der Schrecken dieser Nacht schlich in die Hütten und riß jeden, der aus seinem schweren Schlaf erwachte, mit sich in die bodenlose

Tiefe der Trauer. Von Haus zu Haus wälzten sich die unsichtbaren Lohen in unaufhörlichem Wirbel, und aus weiter Ferne kam zitternd das Klagen, wie um Nahrung zu suchen.

Drüben vor Intombes Hütten lagen laut wehklagend der Korporal und der Koch, inmitten eines Kreises heulender Frauen, die rings um die beiden kauerten, und deren Ekstase sich immer mehr steigerte.

Kein Windhauch regte sich, aber das allgemeine Wehklagen lastete wie ein lärmendes Gewitter über dem Ort und stieg in die stille Nacht hinein. Es erfüllte den Raum wie die gigantische

Klage eines Riesen, die da kämpft, um in der Not der Nacht nicht zu zerspringen.

Morin saß auf der Veranda seines Hauses und gab sich ganz der Trauer hin; er glaubte, sein Schmerz werde ihn für immer niederwerfen und ersticken.

Dort saß er bis fünf Uhr morgens, bis der Hornist, auf dessen mit Asche bestreutem Gesicht die Tränen schwarze Streifen hinterlassen hatten, halb nackt auf dem Platze bei der Flaggenstange erschien und den Rest seines Kammers in einem schluchzenden Hornsignal tilgte.

Ein Landarzt

Unlängst war ich auf Besuch in einem unserer abgeschiedensten Hochtäler. Es war spät im September, und die Bauern mähten eben die letzten Ackerlein. Eines Nachmittags begleitete ich einen befreundeten Bauern auf einem Kontrollgang zu den Wässerwiesen. Er hatte dort nach einem Regentwetter die verstopften Gräblein auszuputzen. Auf dem Wege trafen wir auf einem Gerstenfelde einen fleißigen Mähder, den der Bauer zu meinem Erstaunen begrüßte mit: „Tag, Herr Doktor! So, haut's?“ Und der Mähder wandte sich um, gab den Gruß freundlich zurück, stellte die Sense auf und begann sie kunstgerecht zu schärfen, daß es nur so sang und klang. Nach kurzem Gespräch gingen wir weiter, der Herr Doktor aber schwang wieder die Sense durch die gelben Halme. Mein Bauer aber erklärte mir, daß dies der Arzt des Tales sei. Nicht erst seit der Anbauschlacht, sondern schon lange vorher habe er es als eine gesunde Abwechslung betrachtet, jeden Frühling mit Pferd und Pflug den Acker zu bestellen und die Frucht im Herbst wieder zu ernten. „Na, euer Doktor stammt offenbar vom Land,“ meinte ich. Die Antwort aber lautete: „Nein, aus der Stadt; aber er hat sich gut eingelebt bei uns!“

Kurz darnach traf ich mit dem Herrn Doktor wieder zusammen, als er sich früh morgens auf die Pilzsuche begab. Ich erlaubte mir, zu fragen, ob ich ihn auf diesem Gange begleiten dürfe; denn ich hatte mich gefreut, hier oben einen so bodenständigen Arzt zu finden und hätte gerne noch

einmal mit ihm mich unterhalten. Nach einem Stündchen gemeinsamen Wanderns und einem lehrreichen Geplauder über Pilze, ihr Vorkommen und ihre Verwertungsart, erlaubte ich mir zu fragen: „Herr Doktor, Sie scheinen nicht bloß Ihre Leute und Ihren Acker zu verstehen, sondern überhaupt das ganze Tal. Wie kommen Sie dazu, so lange Jahre schon als Gemeindarzt in dieser abgeschiedenen Welt zu verbringen, da es doch die meisten Menschen, die irgendwie auf Bildung und gesunden Verstand Anspruch erheben, in die großen Orte zieht?“

Der Arzt verwunderte sich keineswegs über diese Frage, offenbar war sie nicht zum erstenmal an ihn gestellt worden. Er meinte:

„Es wäre natürlich falsch, den Wert der Anregungen und Fortbildungsmöglichkeiten größerer Orte, das Angenehme des vermehrten geselligen Umganges zu verkennen; aber ebenso falsch wäre es, anzunehmen, daß unbedingt auf dem Lande, insbesondere in unserem stillen Tal wahre Bildung verkommen müsse. Im Gegenteil, mir scheint ein längerer Aufenthalt in solcher Abgeschiedenheit geradezu eine Probe dafür zu sein, ob man imstande ist, ohne ständigen Nervenkitzel, ohne die oft mehr ablenkende als bildende Betriebsamkeit größerer Kulturzentren seine Bildung zu vertiefen. Mögen es andere vergnüglicher finden in den Städten, mir persönlich sagt das Leben in diesem Tale mehr zu. Zwar trage ich als einziger Arzt eine große Verantwortung, um so